

schlägt, und dessen glatte nachtdunkle Fläche die Strahlen der Sonne wie das Licht des Mondes verschlingt — da hat man keine Gefühle mehr, da werden die Gefühle zu Begierden — man ißt aus Hunger und man liebt aus Trieb. —

Die Sonne geht unter. Irena sucht Schwämme.

Da sitzt ein Bauernweib auf der Erde.

Der matte, blaue Rock deckt nicht die kleinen staubigen Füße. Das schmutzige Hemd fällt halb von den Schultern, und wie es über den Rock gegürtet ist, öffnet es seine Falten und läßt die Brüste sehen.

Um sie duftet es von Thymian; sie hat den Kopf in beiden Händen auf die Knie gestützt und starrt so vor sich. Ein Leuchtkäfer hat sich in ihr dunkles Haar gesetzt; das fließt nur, ungekämmt, aus dem roten Kopftuch über den Rücken.

Ihr Gesicht hebt sich von der Seite, vom roten Abendhimmel beinahe dunkel ab, scharf wie ausgeschnitten. Ihre Nase ist schwungvoll, fein, wie die eines Raubvogels, und wie ich sie anrufe, stößt sie

auch einen Schrei aus, wie ein Gebirgsgeier, und ihre Augen zischen gegen mich auf; ihre Blicke schwimmen einen Augenblick so wie Naphthaflammen über ihren Augen.

Ihr Schrei tönt fort — die steile Felswand gibt ihn zurück, der dichte Wald noch einmal, noch einmal das ferne Gebirge. —

Ich bin beinahe erschrocken vor dem Weibe.

Sie bückt sich, pflückt Thymian und zerrt das rote Kopftuch über das rotbegossene Gesicht.

„Was ist dir?“ frage ich.

Sie antwortet nicht, sondern gießt so die melancholischen Töne einer Duma, wie Tränen, in die Luft.

„Was fehlt dir?“ sag' ich, „hast du einen Schmerz, eine Trauer?“ — sie schweigt. — „Nun, was hast du?“

Sie sieht mir ins Gesicht, lacht und läßt wieder die langen Wimpern wie dunkle Schleier über ihre Augen herabfallen.

